

Sechzehntes Kapitel.

Ein christliches Gespräch am Kaffeetische.

Zu Hause wählte Richard aus seinen ostindischen Schätzen einen prächtigen Shawl und übersandte ihn dem Hauptmann mit schriftlicher Bitte: seiner Tochter dieses Tuch, zum Andenken eines Freundes, zu übergeben. Er konnte die Rückkunft des abgefertigten Dieners kaum erwarten. Es war ihm bange, das Geschenk würde stehendes Fußes abgelehnt werden. Aber der Diener kam mit der Meldung zurück: der Hauptmann habe das Päckchen mit Danksagung angenommen.

Eine Stunde nachher erhielt Richard folgenden Brief:

S. T.

Werther Herr!

Ich war zweifelhaft, wie ich mich bei dem empfangenen Geschenke benehmen sollte. Es Ihnen auf der Stelle zurückzusenden, war mein erster Gedanke; doch ich verwarf ihn, weil ich Sie nicht beleidigen wollte. Ich behalte daher die schöne Gabe — unter Schloß und Riegel. Die Klugheit verbietet meiner Tochter den öffentlichen Gebrauch einer so prächtigen Hülle, die nur für die Kinder des Reichthums gewebt ist. Sie kennen, mein Herr, den Geist der kleinen Städte noch nicht!

Jedes neue Band, womit sich ein Dienstmädchen schmückt, setzt die Zungen der Stadt in Bewegung. „Seht doch die Dirne!“ heißt es. „Wo mag sie das herhaben? Auf dem Felde der Tugend und Ehrbarkeit ist es gewiß nicht gewachsen!“ — Eben so lieblos würde man über meine Tochter urtheilen. Folglich, mein Herr, muß Ihr Geschenk bei uns so lange in geheimer Verborgenheit bleiben, bis Elise vielleicht mit der Zeit in glückliche Verhältnisse kommt, die sich mit einer solchen Prachtkleidung einigermaßen vertragen. Ich bin u.

Philipp von Roggenburg.

An diesem Briefe gefiel dem Ostindier nichts als der Schluß. Er glaubte, — wiewohl ganz irrig — der Hauptmann wolle ihm zu verstehen geben, daß man ihn nicht abweisen würde, wenn er Elisen auf dem Wege der Ehe in glückliche Verhältnisse setzen wollte. Hierzu war er zwar noch nicht entschlossen; doch machte es ihm Vergnügen, die ihm von dem Bürgermeister mitgetheilte Nachricht, daß Elise bereits verlobt sey, für eine Fabel halten zu können.

Der Hauptmann verfehlte ganz seinen Zweck, das eingelaufene Geschenk zu verheimlichen. Des Ostindiers Besuch machte ungeheures Aufsehen. Man sah ihn hingehen, man sah ihn zurückkommen; die Neugier wich nicht von ihrem Lauerposten am Fenster. Sie fing auch den Bedienten mit dem Päckchen glücklich auf und errieth sogleich die ganze Sache, als er mit leerer Hand wieder nach Hause ging, und bald darauf des Hauptmanns Aufwärter, ein alter Soldat, einen Brief in den Gasthof trug. Die Frau Bürgermeisterin, die das Alles beobachtete, ließ in größter Eil ihre Busenfreundinnen auf den Nachmittag zu

einem Kaffee zusammenberufen. Sie stellten sich gehorsamst ein, und die merkwürdige Begebenheit, die ihnen die sprachselige Wirthin umständlich vortrug, machte auf sie einen so gewaltigen, alle ihre Sinne fesselnden Eindruck, daß ihnen die vorgesezte Eichorienbrühe wie der beste levantische Kaffee schmeckte. Sie weissagten einstimmig eine nahe Vermählung. Aber, Himmel! wie fielen sie nun auch mit Ratterzungen über Elisen her!

„Sie ist eine stolze Närrin!“

„Ein Fräulein Naseweis!“

„Dünkt sich klüger als wir Alle.“

„Macht sogar Versche!“

„Bildet sich auf ihre Schönheit wunderviel ein.“

„Und alles, alles ist doch nur Blendwerk!“

„Sie schminkt sich weiß und roth.“

„Ihre sogenannten Perlenzähne hat ihr der Zahnarzt eingesezt.“

„Ihre schönen blonden Haare sind eine Perücke.“

„Mit ihrer Tugend steht's gewiß auch nur so, so!“

„Der junge fremde Mensch geht nicht Betens halber bei ihr aus und ein.“

„Sie soll schon, mit Ehren zu melden, ein Hufeisen verloren haben.“ —

So gings wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund. Aber der letzte gar zu derbe Schuß erschreckte die Bürgermeisterin; und ob sie sich gleich sonst mit Ehrenrettungen nicht abgab, so nahm sie sich doch diesmal der Verläumdeten an und sagte mit Kopfschütteln: „Nein, Frau Gevatterin, da hauen Sie denn doch wohl ein Bischen über die Schnur! Man kann und darf zwar von den Fehlern seines Nächsten ein christliches Gespräch führen; aber was zu arg ist, das ist zu arg! Von solchen Hauptlastern muß man Beweise

haben, oder sich hüten, davon zu sprechen; wär's auch nur darum, weil man sonst, ehe man sich's versieht, einen Injurienproceß am Halse hat."

"Davor bewahre mich der Himmel!" versetzte die gescholtene Matrone. „Ich sagte, was mir gesagt wurde, und will weiter nicht dafür haften."

„Volksstimme, Gottes Stimme! heißt's im Sprichwort," fiel Dame Trottel ein und machte dabei ein Gesicht, als ob sie über den verabhandelten Punkt viel auf dem Herzen behalte. „Nun, wir wollen die Sache dahin gestellt seyn lassen;" fuhr sie fort. „Der Ostindier greift in einen Glückstopf und kann eine häßliche Niete ziehen. Es ist übrigens recht gut, wenn er hier heirathet: es gibt eine prächtige Hochzeit. Doch fänden sich in unserer Stadt wohl andere Frauenzimmer von guter Familie und unbescholtenem Ruf, die er heirathen könnte. Ich will z. E. meine Töchter nicht loben; aber es sind Kernmädels, verstehen die Wirthschaft, sind auch von Gesicht keine Meerfäßen, und dabei so unschuldig wie die Sonne am Himmel."

Das besaßen und betheuerten Alle, und erhoben sich nach mehrern solchen christlichen Gesprächen von den Stühlen, um nach Hause zu gehen. Der ansehnliche Zug bewegte sich langsam, doch mit desto behendern Zungen, nach dem Markte hin. Dort stellten sich die unersättlichen Plaudertaschen in einen Kreis und schnatterten noch mit einander. Wehe dem, den sein Unstern vorbei führte! Er mochte sich so tief bücken als er wollte, er ward doch mit Kletten beworfen.

Zum Unglück für die Familie Salm, ging eben der Herr Doctor über den Markt in seinen Clubb, und kurz darauf der schwarze Golo zum Examen bei ihr. Die Schwägerinnen schlugen ein Gelächter auf, das sie bequem

in ihrer Wohnung hören konnte. „Alle Tausend! das müssen wir der Bürgermeisterin sagen!“ rief Eine aus dem Zirkel, und mit gestreckten Botenschritten eilten sie sämmtlich zu ihr zurück. Sie schlug bei der Erzählung die Hände über dem Kopfe zusammen und rief aus: „Nun wird die Doctorin den großen Neguz recht aus dem Grunde kennen lernen! Das kann zu gewisser Zeit lustige Folgen haben. Drum will ich mir doch den heutigen Tag in meinem Kalender bemerken.“